

I. TEIL: PARAMETER EINER ÖKOLOGIE DES SCHWINDELS

1. KIRCHE, KARUSSELL UND KAUFADEN – EINE EINFÜHRENDE SZENE

Das Karussell, ein Spielzeug für Kinder? Es erzeugt einen leichten Drehschwindel, der auch durch pirouettenhaftes Kreisen des Körpers hervorgerufen werden kann. Hält das Kind die Bewegung an, dreht sich die Welt weiter, die Wahrnehmungen machen sich selbstständig, Orientierung schwindet. „Schwindel“ – das deutsche Wort hat zwei Bedeutungen: Eine erste bezieht sich auf den erzeugten und erlittenen Drehschwindel (Vertigo), eine zweite auf ein Moment der Täuschung (das Schwindeln). Die Täuschung besteht häufig darin, die Aufmerksamkeit zu unterlaufen oder abzulenken. Im Kinderspiel ist der Schwindel eine aktive Beeinflussung der Sinneswahrnehmung, der Versuch, Stabilität und Labilität des Ichs zu koordinieren. Der Schwindel kann auch passiv durch den Schwindler hervorgerufen werden und macht mich zum Objekt. Tausch und Täuschung greifen ineinander. In jedem Fall bedeutet der Schwindel einen Vertrauensverlust gegenüber den Arbeiten des Körpers wie denen des Geistes: Vertrauensverlust, Orientierungsverlust und Enttäuschung bezüglich einer in Aussicht gestellten *Erwartung*. So kommt es, dass Schwindel(n) in unserer Gesellschaft stets einen negativen Effekt hat, denn beide Arten destabilisieren die mediale Verknüpfung zwischen einem Wunsch und seiner Erfüllung, befördern jedoch zugleich die Phantasie, Realisierungen des Wunsches ohne technisch-mediale Vermittlungen herbeizaubern zu können. Die medienphilosophische Dimension des Schwindels liegt darin, das Medium selbst als das aufzuklären, was „schwinde(l)t, sich der Arbeit entzieht: sich in das Paradies zu versetzen (wie in ein Kino), ohne durch Opfer und Tod hindurchzumüssen. Aller Tausch aber ist medienvermittelt. Und das Medium verursacht jene Tauschmarge, jene minimale Schwindelszene, unter der auch das getauscht werden kann, was nicht äquivalent ist, Äpfel und Birnen beispielsweise, oder Vorstellungen und Dinge

– physische und psychische Realitäten. Zum Schwindel gehört auch die Desorientierung oder Asynchronie von Sehen und Hören etwa oder die Pathologie der Gleichgewichtsorgane.

Dass man seit 1820 schon Schwindelstühle konstruiert, um dem Gleichgewicht auf die Spur zu kommen, bringt uns dem Karussell näher als gedacht. Noch heute werden komplexe „Schwindelstühle“ zur Koordinierung der Otholithen in den Bogengängen der Gleichgewichtsorgane therapeutisch genutzt. Gleichgewicht, das ist beileibe nicht Stillstand. Das Karussell ist gegen die heutigen, hochtechnischen medizinischen Schwindelstühle ein harmloser Apparat kalkulierbarer Überschreitung gediegener Lustbarkeit: ein Spiel mit dem Medialen, zwischen Vergnügen und Disziplin. In seiner Szenerie zeigt das Karussell die Legitimität des Schwindels, der gegen kleine Münze getauscht werden kann. Der Schwindel von Lust und Arbeit geht hier Hand in Hand.

Im Folgenden soll der Schwindel positiv als etwas gelten, das die Leistung der Sinne herausfordert, Aufmerksamkeit verstärkt, Orientierung in Raum und Zeit trainiert. In seiner Inszenierung klärt das Karussell einen Unterschied zwischen motorisch-zyklischer Wiederholung, technischer Progression und nostalgischer Bewahrung auf – als ökonomisierter Ort der Wunsch-erfüllung. Den Kindern geht es wie den Erwachsenen auf dem Karussell: Ihre Lust nährt sich von der Vorstellung, den Fortschritt der Zeit und die Evidenz des Opfers steuern zu können. Das Karussell, von dem hier die Rede ist, gibt einen Blick auf eine schwankende Zukunft des Schwindels frei. Der Verschleißung der Szene als Ort des Zweifels und des medialen Übergangs, des Spiels einerseits und der durch Erwartungen bewirtschafteten Realität, die den Schwindel verfemt, gilt unsere Aufmerksamkeit.

Entscheidend beim Schwindel in allen Variationen ist die Erfahrung der Instabilität von Erwartungen, Vertrautem und Identitäten. Kinder treten in solche Normierungsformen ein, indem sie deren Instabilität spielerisch austesten. Im exzentrischen Refugium des Spiels balanciert die psychische und physische Ökonomie mit dem körperlichen, sinnlichen und symbolischen Schwindel, der in der Realität als Lug und Trug diffamiert wird. Aber auch in der Gesellschaft der Erwachsenen bedarf es solcher Orte, die durch Instabilität die Grenzen der gesellschaftlichen Freiheiten austesten: Karneval, Kirmes, Rausch und Fest. Es geht um die Betäubung der Sinne auf Zeit und die Justierung der vorbewußten gesellschaftlichen Tauschordnungen von *Lust*, *Arbeit* und *Gesetz*. Man tritt aus dem gewohnten Gang heraus, um sich erklärbar zu machen, was ihn wohl so gewohnt verlässlich hat wer-

den lassen, sodass er *nicht mehr wahrgenommen* wird. Zur Ohnmacht geronnen ist das, was sich konventionalisiert hat, d.h., was in den permanenten Tauschzyklen – gleich den Bewegungen des Karussells – einen unbewussten, technisch reproduktiven, medialen Status angenommen hat. Der Aufmerksamkeit entzogen sind vor allem die Dinge der Technik und der Medien: ihre immer noch opferreiche Materialität. Auch wenn das Risiko der Täuschung begrenzt und auf die pathologischen oder kriminellen Fälle abgeschoben wird: Ein Bild ist nicht das Abgebildete, ein Buchstabe nicht sein Laut und der Traum nicht Wirklichkeit. Auch das Karussell ist nicht bloß das, was es zu sein scheint.

Mit der apparativen, der ästhetischen und der szenischen Funktion des Karussells beantwortet sich die Frage, warum die Akteure des Karussells sich in einer Welt des Spiels, des Scheins, der Theatralität darüber *nicht* täuschen, dass sie sich täuschen *dürfen*. Offenbar gelingt das, weil unter der Hand das Spiel als Vorschein, Vorstellung, Erwartungsweckung gilt, in der das Subjekt sich seiner personalen Identität vor dem Gesetz, der Regel, der Konvention nicht zu legitimieren braucht und auf begrenzte Weise entziehen darf, begrenzt durch den Sozusammen seines Gefährten, auf dem es sich im Kreise bewegt: Ritter, Prinzessin, Lokomotivführer, Astronaut – schwerelos im kurzen Rausch einer Selbstauflösung, mit spitzen Schreien auf der militanten Schwester, dem Ungetüm der Achterbahn.

Da es keine Welt ohne mediale Vermittlung gibt, geschieht die universelle Täuschungsanerkennung in jedem menschlichen Austausch. Allerdings ist hier weniger der Schwindel als das Schwindeln an der Tagesordnung. Oft geht es den Individuen nicht um das, was getauscht wird, sondern um die Techniken des Tauschs selbst: eine Geste der Verlässlichkeit, eine Gabe vorweg, die Vertrauen schafft, eine Wertschätzung jenseits des Gebrauchs der Güter, Verlässlichkeit und Orientierung, die aus Individuen Gesellschaften formiert. Man tauscht und man kommuniziert, um der Bezugnahme zum Anderen einen Wert beizumessen und die Hoffnung des Rücktauschs als sichere Zukunft zu realisieren. Es geht den Individuen darum, einen Zustand zu erwirken, in dem Tauschhandlungen und Selbstbestimmungen zirkulieren können, d.h., in dem das Individuum sich einer relativen Freiheit gegenüber der Gesellschaft versichert, ohne in den Konflikt zwischen Regel und Überschreitung zu geraten.

Wenn wir von Täuschungen der Sinne sprechen, dann muss vorweg bedacht sein, dass die Übersetzung der Sinnendifferenzen (Sehen, Hören, Fühlen) sich als Organisation des Leibes stabilisiert. Erst die instrumentelle

Trennung der fünf Sinne im 19. Jahrhundert ermöglicht eine Untersuchung ihrer wechselseitigen und isolierbaren Effekte und damit auch die Möglichkeit, gewisse Schwindelaffekte bewusst zu induzieren. Solche „Schwindelmaschinen“ wandern von den Experimentierkammern der frühen Psychophysiker rasch in die Kirmes- und Medienräume ab. Es stellt sich dann nicht mehr die Frage nach der Objektivität des Subjekts, sondern die nach der ökonomischen Ausbeutung der Schwindel- und Entgrenzungseffekte.

Der moderierbare Schwindel, der oszillierende Tausch und Austausch ist physiologisch fundiert. Er hält das Subjekt in einem fragilen Gleichgewicht. Er macht aushaltbar, dass Lust und Befriedigung sich normalerweise zeitlich dissoziieren: Zeit der Arbeit, Zeit des Festes. Was sich in solch wiederholbaren Kalenderzyklen bewahrt, hebt die Unerbittlichkeit des Todes auf. Doch der Tausch, das darf vor allem eines nicht sein: die Verwandlung der Vorstellungen und Wünsche in den Besitz dauerhaft indisponibler Realien. In den Dingen versiegender Tausch rauscht in hemmungsloser Dynamik dem Ende seiner Ökonomie entgegen. Der Zyklus und das zyklische Kreisen sind Figurationen des Widerstandes von Dauer *und* Vergänglichkeit. Werden die Dinge zu Waren – und übernehmen den Wert zyklischer Agrarprodukte –, treten sie durch Verbrauch in den Tausch wieder ein. Hier genau ist die nützliche Seite des Schwindels zu erkennen: Nichts ist der Lebendigkeit ferner als der Stillstand von Tausch und Austausch im gehorteten Besitz.

Die Idee zu diesem Buch, die in Karussell und dessen Metaphorik den Verdrehungen und Verwicklungen von Schwindel, Tausch und Täuschungen in den Medien nachgeht, entwickelt sich aus einer Szene, die die Ächtung der konstitutiven Funktion des Schwindels aufklärt. Die Behauptung, es gäbe neben der Erschwindelung einer *dynamischen* Realität eine *statische* Wahrheit, klärt die dritte, verborgene Bedeutung des Schwindels. Schwindel entsteht durch einen Wiederholungseffekt, der im Karussell motorisch bewirkt wird. Die Wiederholung stellt den Antagonismus zwischen Dynamik und Statik zur Schau: Statik der Dynamik. Nicht Geschwindigkeit, sondern Beschleunigung bewirkt den Effekt. Zu behaupten, man könne den Schwindel ausschalten, eine Norm des Stillstands proklamieren, ist selbst ein Schwindel, der sich nur so lange halten kann, wie er vom Phantasma eines kontinuierlichen Raums einer kontinuierlichen Zeit und einer gesättigten Wahrheit überzeugt ist. Diese Überzeugung verkennt, dass das Karussell auch dann dynamisch ist, wenn es sich nicht bewegt und wenn ich mich nicht in ihm bewegen lasse. Es ist die Dynamik einer Inszenierung, die es

in ein ganzes Panorama ästhetischer und gesellschaftlicher Funktionen einbettet. Hans Blumenberg schildert die Situation auf einem Schiff, „in dem wir uns befinden – unter der Bedingung, daß wir nie einen Hafen anlaufen können. Alle Reparaturen oder Umbauten des Schiffes sind auf hoher See auszuführen.“¹ Stillstand ist keine Grenze der Beschleunigung, sondern ihr Jenseits. Blumenberg wendet diese „Daseinsmetapher“ in einer *Theorie der Unbegrifflichkeit* auf den Ort an, den auch das Karussell in unserer Darstellung einnimmt. Es füllt jenen Platz aus, der dem Stillstand des Hier und Jetzt zugedacht ist, dem Phantasma eines *vollen Bewusstseins* von Präsenz, oder in anderer Tradition: der Evidenz dessen, dass ich Ich bin. Die Metapher des schwankenden Schiffs weist dem Erkennen eine Wahrnehmung zu, die vom Platz der Begriffe aus *nicht* zu sehen ist. „Metaphern sind in diesem Sinne Leitfossilien einer archaischen Schicht des Prozesses der theoretischen Neugierde, die nicht deshalb anachronistisch sein muß, weil es zu der Fülle ihrer Stimulationen und Wahrheitserwartungen keinen Rückweg gibt.“² Auf dem Karussell das zu beschreiben, was ist, ist schon deswegen nicht möglich, weil das Karussell einen Schwindel erzeugt. Um also auf Erwartungen zu rekurrieren, die durch den Schwindel enttäuscht werden können, muss man sich auf eine Idee des Vorbegrifflichen, des Orientierungslosen, des Rauschhaften einlassen. Seit Zeit und Raum durch elektrische Medien derangiert sind und Sinnesleistungen sich durch Training an Medienmaschinen schulen lassen, erodiert der Einheitswert von Wirklichkeit in die Sphäre dessen, was unbegrifflich, subjektiv, abweichend ist: elektrifizierte Zauberei. Seit es diese elektrifizierten Medien gibt – nennen wir das Jahr 1820 –, gelingt es psychophysischen Wissenschaften in Experimenten des Schwindels und der Täuschung die Objektivität dieses Vorbegrifflichen und Orientierungslosen festzustellen.

Von den konstitutiven Funktionen des Tauschs, der Täuschung und deren Oszillieren handelt also die folgende initiale Medienszene, die im Verlauf des Buches ihre Begriffe finden will:

Es fiel mir vor Jahren schon auf, dass ich in fast jeder Ortschaft Frankreichs, in der ich wegen des orientierenden Zentralismus mein Auto neben der Kirche parkte, nicht nur die Kirche, sondern die oft dort aufgestellten Kinderkarusselle fotografierte, die als strategisches Lockmittel zum Besuch der Geschäftsstraßen

¹ Hans Blumenberg: *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*. Frankfurt a. M. 1979, S. 72.

² Ebd., S. 77.

nicht nur den Reisenden anziehen. Das Karussell, aber auch die Drehorgeln und andere kirmesartige Attraktionen geben eine Art Vorspiel ab für das, was an dem Ort sonst noch betrachtenswert und konsumierbar ist. Mit ihren altertümlichen Bemalungen, der monotonen, aber populären Musik – oft ist es die elektronische Simulation des Orchestrions – und den lebhaften Kindern, die die Erwachsenen dorthin ziehen, wirken die Karusselle sentimental, gestrig und angesichts der Raffinesse heutiger Kirmesmaschinen beruhigend und liebenswürdig behäbig. Die Kathedrale gegen das Karussell, das Gesamtkunstwerk neben dem Kitsch eines bunten Lockvogels, der dann zu den Ladenpassagen weiterverweist. An vielen Orten vieler Länder habe ich solche Kinderkarusselle aufgesucht und fotografiert. Niemals aber habe ich mich zu einer Fahrt herabgelassen. Wenn der Schwindel für mich verfemt war, dann war das Foto ein billiger, schlechter, aber schneller Ersatz, eine kleine Trophäe, Fetisch der Göttin Memoria für die Anrufung eines Erinnerungsortes, einer zukünftigen Belle Époque, die jeder in der Kindheit sucht. Nein, ich habe mich nicht beschwindeln lassen. Die repräsentative Kraft der Fotografie bezeugt es.

Ich empfand es als beunruhigend, mich jenem so billigen Vergnügen zu unterwerfen, während ich mich gleichzeitig dem billigsten Vergnügen schlechter Fotografien opferte. Der Gewinn bestand in einem vagen Gefühl der Illusion, die Unmittelbarkeit selbst in einem Bild stillgestellt zu haben und diese Stille an jedem Ort und zu jeder Zeit als Repräsentation eines erfüllten Begehrens besitzen zu können. Denn das Foto reduziert alle sinnlichen Differenzen auf den evidenten Augenblick der Inbesitznahme. Ich kam nie auf die Idee, den Ablichtungen der Karusselle besondere Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. Vermutlich ist es eine doppelte Scham, mich selbst auf dem Karussell zum Objekt zu machen, wie auch mich als Fotografierenden als Objekt meines Blicks zu entstellen. Als Objekt bin ich dazu verdammt, stillzustehen, während die Welt sich um mich herum dreht und ich mich gleichzeitig standhaft weigere, in den Taumel einzutreten. So war ich in einem Wiederholungszwang zwischen attraktiver Anziehung und distanzierter Betrachtung gefangen. Ein notorisch behüteter Zustand, vielleicht der Witz meiner Urlaubsreisen, schwach getarnt mit dem Versuch kultureller Bildung.

Auch das Karussell bewegt sich nicht fort, es dreht sich im Kreis. Man sieht die Abneigung bei ganz kleinen Kindern, ahnt die Überwindung, die es kostet, sich den Armen der Mutter zu entreißen, um mit Bangen in den Schwindel einzutreten. Und dann liest man die Erleichterung, wenn sie nach bestandenem Abenteuer wieder in ihre Arme kommen. Sofort wandert der kindliche Blick wieder zur Musik, zum Licht, zum angebotenen Rollenspiel: Ritter auf einem

Pferdchen zu sein, sich in die Wandlungen der Subjektivität einzufühlen und doch zu sich zurückzufinden. Schon beginnt der bettelnde Ruf des „Noch einmal!“ der befreienden Rundreise, der in meinen immer gleichen Fotografien verstummt.

Den statischen fotografischen Medienswindel habe ich gegen den Körperswindel getauscht. Das Foto markiert für mich den Augenblick der Präsenz, der Fülle der Gegenwart. Es verdeckt die Kluft, ist die stabilisierende Halluzination, die dem Schwindel sich entgegenwirft, gefangen in einem Phantasma des schwindelnden Bildes: vom Phänomen, das täuscht, zum Phantasma, das beglaubigt – das ist die Spur, die mich heute fasziniert und ich in den Schriften Nietzsches vorgebildet sehe: Wie kommt man von der Täuschung zur Anerkennung der Täuschung? Also beginne ich zu schreiben.

Die beiden Wege, die sich eröffnen:

Erstens: Die Sinne können täuschen. Aber die psychophysische Differenz zwischen dem Sensorium der Messapparate und dem des Menschen kann als Objektivität von Subjektivität gemessen, empirisch und statistisch gemittelt werden. Die Genauigkeit der Werte liegt schon ab etwa 1800 über jener der sinnlichen Erfahrung. Das heißt nicht, dass man sich nicht täuscht, aber der Grad der Täuschung ist nun quantifizierbar.

Zweitens kann der Übergang zwischen dem Apparat und dem Menschen selbst als Kluft, Einschnitt, Raptur oder Faltung zur Kenntnis gelangen, wenn man die apparative Überschreitung selbst als „Qualitäten“ zwischen den Dingen (die niemals *nur* Dinge sind) und dem Menschen (der niemals *nur* Körper ist) auffasst. Diese Qualitäten bestimmen und koppeln sich wiederum nur im vergleichenden Tausch, nämlich in der Nützlichkeit, die Maschinen oder deren Produkte als ökonomisierte erweisen. Diesen Weg beschreitet zum Teil die Psychoanalyse, indem sie die Konkurrenzen zwischen den individuellen und den allgemeinen Erfordernissen der Ökonomie bilanziert und die Täuschungen anerkennt und – im hegelschen Sinne „aufhebt“.

Meine szenische Referenz bezüglich der Ökonomie des Schwindels ist das Karussell. Nicht, weil es Kritik an Lustbarkeiten provoziert, sondern, weil es reflektieren lassen kann, was der Unterschied von kritischer Differenzierung einerseits und Rausch als deren Verlust andererseits bedeutet, und dass das eine nur mit dem anderen die Vitalität einer jeden Ökologie (und Ethik) bedeutet. Das Karussell als Referenz aber auch deswegen, weil es sich anschaulich in eine historische Szene einbettet und – von Benjamin

bis Hitchcock – in Medienszenen eingebettet worden ist, die die Universalität von Schwindel, Tausch und Täuschung paradigmatisch belegen. Anders gesagt, die *Ökologie* der Szene ist immer schon in die Spannung einer Ökonomie von Lust und Unlust, von Aufmerksamkeit und Unterbewusstem eingebunden. Sie situieret eine Qualität von Zeit, die, will sie für eine Weile dauern, in die Obhut der Inszenierungsform gerät.

Kommen wir auf meine persönliche Karussellszene zurück. Verschiedene Aspekte meines situativen Verhaltens haben mich deswegen irritiert, weil ich begann, sie als zwanghaft wahrzunehmen. Ich bin versucht, sie zu charakterisieren:

Wo beginnt man: bei der touristischen Rundreise (!), dem Auto, dem Einparken in eine Situation. Die Vororientierung zur Besichtigung einer Stadt – der kleinen Provinzstädte Frankreichs – liefert der Kirchturm. Möglicherweise ist es Mittag und ich sehe die Kirchturmuhre oder höre die Glocken schlagen. Beides beachte ich nur im Hintergrund: Die Mächte der Zeit und die Mächte der Voreinstellung des Glaubens situieren mich im Symbol, im Index und im Zeichen einer realen Verweisung von Auge und Ohr. Ich bin angekommen, orientiere mich kurz und schon leiten mich meine Schritte weiter. Zuerst verführt mich Musik, dann Lärm, dann Licht, dann das Karussell selbst. Ich fotografiere. Aber gleich werde ich weiterverwiesen auf die Geschäfte und Passagen und angeregt von den kreisenden Bewegungen, sehe ich auch hier einen zirkularen Tausch handelnder Menschen und Mächte. Dann wende ich mich dem Standort zu, der das Zentrum des Kreisens bildet: dem Karussell. Das, was Situierung einer Szene ist, dient der orientierenden Festlegung in Ort und Zeit. Die Szene ist das Ausloten von Grenzen, die sich im Nebel verlieren. Ich flanieren nicht weiter, ich komme stets in Kreisläufen auf sie zurück. Was heißt Orientierung? Den Ort dort zu finden, wo man ihn verloren glaubt. Die Fotografie schafft Realitätseffekte: das Hier und Jetzt im exakten Detail. Die Grenzen sind bestimmt, die Täuschung anerkannt – während die Schwindelmedien die Einübung in deren Auflösung anbieten; Variation und Konstanz.

In diesem Sinne ist die Dialektik der Vernunft, das „Ich bin“, an eine Ökonomie der Sinnendifferenzen- und -verweisungen gekoppelt. Nicht Fotografien können lügen, sondern nur deren Zuschreibung: Bestätigung oder Täuschung einer Erwartung. „Wer eine Fata Morgana sieht, sieht eine Fata Morgana; wer einer optischen Täuschung erliegt, erliegt einer optischen Täuschung. Zur Lüge können beide, die Fata Morgana und die optische

Täuschung, erst gerinnen, wenn sie versprochen wird.“³ Kurzum, um einen Punkt zu finden, muss man ihn umkreisen.

Der Schwindel ist in unserem szenischen Zusammenhang kein moralischer, sondern entwickelt sich aus der relationalen Ökonomie der Übersetzungen und Übertragungen von Medien, Sinnen und Motoriken. Die Kirche hat zuerst deswegen eine Bedeutung, weil ihr Turm die Stadt überragt und eine geografische Orientierung leichter macht. Sobald sie jedoch im ökonomischen Verbund mit dem Karussell und den Ladenpassagen szenifiziert wird, vermittelt sich sofort auch ein historischer Tiefengrund ihrer konstellierenden Wirkung. Über diese Tiefenwirkung klärt uns später die Geschichte des Karussells auf. Die Parameter, so soll gezeigt werden, sind nicht beliebig, sie ordnen sich Figurationen zu, sie lassen sich berechnen, sie stabilisieren sich in Erwartungen und Vorannahmen. Der Schwindel zeigt, dass die Welt, wie wir sie wahrnehmen wollen, nur vage über die aktuellen Sinne erfasst wird. Wie heißt es bei Benjamin: „Nie lernt man eine Stadt besser kennen, als wenn man sich darin verirrt.“ Im Karussell kann man den Schwindel genießen, auf einem Aussichtsturm kann er mich befallen, im Wirtschaftsleben wird er kriminalisiert und in der Zauberei bewundert.

Was wäre in qualitativer Rücksicht ökonomischer, als die naive Betrachtung des Inszenierungsgefüges einer kleinen Maschinerie – nicht endlos und nicht fliehend, moderat und mit Pausen, denn das Training der Sinne darf nicht zur Gewohnheit werden. So konzipiert meine Karussellszene noch einen weiteren Schwindeffekt: mich selbst als eine harmlose Variante eines Zwangsneurotikers. Wann immer ich in der Nähe eines Ortszentrums, der Kirche, dem Rathaus, dem Einkaufszentrum ein Karussell erwarte und vom Karussell auf die geschäftigen Straßen hoffe, könnte alles auch ganz anders angeordnet sein oder fehlen. Gewohnheit schließt den Effekt des Ungewohnten und der Enttäuschung nicht aus. Die Erwartung kann unerfüllt bleiben, die Orte sich gegeneinander verschieben. Ich bin dann auf die Voraussetzung eines vorausseilenden Wunsches hereingefallen, der sich zur Realität verdichtet und damit jene pseudowissenschaftlichen Analogien schafft, in denen ein falsches Kausalverhältnis die direkte Voraussetzung für einen guten Schwindel bietet. Es gibt keinen kausalen Zusammenhang zwischen Auto, Kirche, Karussell und Geschäften, sondern nur einen Inszenierungszusammenhang, dessen Verflechtungen kulturell, historisch, soziologisch sind. Listigerweise ist die Konstellation Kirche, Karussell, Ladenpassage, Fotografie nicht von

³ Jochen Hörisch: *Ende der Vorstellung. Die Poesie der Medien*. Frankfurt a. M. 1999, S. 82.

irgendjemanden inszeniert in der Weise, wie die Attraktionen einer Kirmes eines Supermarkts oder im Disneyland strategisch inszeniert sind. Wenn ich sage, sie stünden in historischem Zusammenhang, dann meine ich, hier (in der französischen Provinz) ist eine untergründige Konventionalisierung am Werk, die in keines Menschen Bewusstsein die Planung einer Maschinerie voraussetzt. Vielmehr wird der Agens der nützlichen Wiederholung automatisch zu diesen Konstellationen führen. Automatisch, das ist in diesem Fall nicht ein von außen kommender autorisierender Zwang. Hier ist „Inszenierung“ ein *Protomedium*, eine Spur. Man könnte sich durchaus denken, dass die Nähe von Heiliger Messe und Warenmesse zunächst durchaus konfliktreich ausgefochten werden musste, bis der assoziative Gewinn von Moral und Lust erkannt war. Wir könnten aber auch falsche, heutige Vorstellungen auf die Wertverhältnisse etwa des Mittelalters übertragen, denken wir nur an die masochistische Lust mancher Mönchsorden oder an die Krisis einer Kirchweihe, die im berausenden Fest einer Kirmes memorialisiert werden muss.

Uns interessiert kein pathologisches, sondern ein agonales Verhältnis zwischen dem passiven und dem aktiven Schwindel in Bezug auf den Effekt einer positiv oder negativ verfehlten Erwartungserfüllung, die wir als „Wirklichkeit“ akzeptieren. Dieser transversale Tausch geht sozusagen über den Kategorienbruch zwischen Imagination und Realität hinweg, verbindet Sinnlichkeit mit motorischer Arbeit zum Realitätswiderstand (alle Realität ist widerständig) und erlaubt eine Differenzierung von Unlust und Lust in den Parametern des Schwindels, der immer auch ein Stück *konkreter* Freiheit darstellt.

Verlassen wir die initiiierende Szene und erweitern den Blick auf die Gesamtkonomie, innerhalb derer das Karussell ein Vermittlungsspiel darstellt. Beschwindelt werden kann ich nur, wenn ich mich in meinen Erwartungen getäuscht sehe. Erwartungen aber sind imaginär. Wenn die Erwartung die Täuschung einpreist, befinde ich mich nicht mehr in einem Schwindel- oder Betrugsverhältnis, sondern im Spiel der Ökonomie. Der Schwindel der Warenökonomie besteht nach Marx darin, dass ich Gebrauchserwartungen kaufe und Realien bekomme – gleich, ob diese materiell oder immateriell sind. Das Wesentliche an der Zauberform des Tauschs besteht in der *Veränderung der Besitzverhältnisse*, die real und privat sind, während gleichzeitig der immaterielle *Gewinn der Vergesellschaftung* in einem Wertverhältnis – ausgedrückt in der Konvention des Mediums Geld – stabilisiert wird. Marx

hat diesen Widerspruch zwischen individuellem Besitz und allgemeiner Vergesellschaftung nachgeforscht. Das Tauschobjekt selbst verändert im Tausch seine Substanz nicht. Aber der Konstitutionsprozess von individuellem Besitz vollzieht die Negation dessen, was der Tauscheffekt leistet, nämlich ein Mindestmaß an verbindlicher reziproker Äquivalenz. Halten wir das fest: Der Warentausch schafft *gesellschaftliche* Verbindlichkeit und zugleich *privaten* Besitz. Er konstituiert, so Marx, einen unauflösbaren *Widerspruch*, der zugleich aber ein System verwirft, das man als stalinistische Versteinigung bezeichnen kann und in dem die Zukunft definitiv vorgezeichnet ist.

Der *akzeptierte Schwindel* beruht darauf, mittels gesellschaftlicher Objektivität, also wissenschaftlichen Denkens und vernünftigen Handelns aus privaten Besitzformen wieder gesellschaftlichen Wert zu schaffen. Der Widerspruch soll kein dialektischer, sondern ein ökonomischer werden. Es gilt, Individualität als Subjektivität selbst zu objektivieren – wann immer Objektivation das Zeichen von Besitz, also Verfügung in Raum und Zeit bedeutet. Eine solche Objektivierung des nicht Gesellschaftlichen geschieht je schon im Begehren darin, dass ich mein Begehren nicht mit dem Begehren aller identifiziere. Es gibt sozusagen nichts Privateres als meine Lust. Gerade das macht sich der „Kapitalismus“ als Allgemeinverfügung zunutze, indem er mir das, was ich zu wünschen habe, aufdrängt. Diese politische Interpretation wird schon im 19. Jahrhundert von ganz anderer Seite kritisiert und macht es unmöglich, hier von einem Naturgesetz des Kapitalismus zu sprechen. Einerseits von der Psychophysik und der Physiologie, also der Körperbeherrschung und der Disziplinierung der Arbeit zur Schaffung gesellschaftlicher Güter, andererseits von der Psychologie und später der Psychoanalyse, der Beherrschung der Vorstellungen, Wünsche und Begierden zum Nutzen ihrer Realisierung. In beiden Diskursfeldern geht es darum, die Privation oder Pathologie wieder in die Legitimität des Tauschs von Wunsch und Wirklichkeit (bzw. Lust- und Realitätsprinzip) einzufügen, einer Legitimität, der sie gerade aufgrund des reziproken Verhältnisses von Individualität und Allgemeinheit entsprungen sind. Es ist nicht schwer sich vorzustellen, dass die Zirkularität der Tauschökonomie eskaliert: privat in einer Konzeption der Befreiung der Lüste (bei de Sade) oder in den Simulakren des Lusttrainings im öffentlichen Raum: Sport- und Kirmeswettbewerbe.

Marx bezieht den Sachverhalt jedoch nicht auf eine sich bürgerlich stabilisierende Ökonomie, die ihre Krisen zu beherrschen lernt, sondern auf einen historisch zu analysierenden Status des Warentauschs, der, das muss hier eingestanden werden, sich allerdings in Bezug auf die Medialisierung

seit dem 19. Jahrhundert stark zu diversifizieren und zu immaterialisieren beginnt: einerseits der Tauschverkehr mit Zeichen/Massenmedien als Waren, andererseits der Verkehr im Raume und in der Zeit als Ereignistausch, der Tourismus, sei er real oder virtuell, als *Ereignisware*. Zwischen der Erregung und der Erfüllung werden alle Zwischenvermittlungen umgangen – so vor allem die unabdingbaren Opfer von Arbeit und Schlaf.

Unter den Veränderungen, die die sogenannten „Ausbeutungsverhältnisse“ und den bedürfnisbefriedigenden Tausch marginalisieren, scheint mir das Karussell eine Metapher, wenn nicht ein Paradigma abzugeben für das Verhältnis einer destabilisierenden Stabilität, d.h. einer Freiheit des Tauschs, in der das Subjekt objektiv und das Objekt individuell angeschaut werden kann, mithin die Grenze von Mensch und Ding an den sinnlichen Formen prekär wird. Dieser zurückgebogene Halbkreis der ökonomischen Zirkulation vollendet sich als Rausch des Festes dann, wenn die Gewalt gegen die Maschine selbst ausgeübt wird bzw. die Bewegung überdreht. Dass das Karussell dann nicht mehr so harmlos ist, darauf werden wir in einigen Szenen immer wieder zurückkommen, nicht zuletzt in solchen der Pathologien. Wir werden sehen, dass dies auch der historischen Entwicklung der Karussellmaschinerie entspricht, die immer aggressiver die Lustbarrieren verschiebt. Es bleibt festzuhalten, dass das Karussell der Sphäre der Konsumation eben nicht ganz zugehörig sein kann, sofern die „Materialisierung“ sich auf die Verkörperung, d.h. die Objekthaftigkeit des Subjekts bezieht. Die *Zirkularität* jeden Tauschs bezieht sich zwar auf den individuellen körperlichen Schwindel, besetzt aber auch das virtuelle Feld des Rollenverhaltens auf den „Pferdchen“ (Bewegungsmaschinen als Sozios) und dient somit gerade einem Ort öffentlicher Vergesellschaftung. Im Tausch der Individualitäten wird Subjektivität objektiviert als etwas, das nur aufgrund des Austauschs (und in Abhängigkeit vom Anderen (Sozios)) sich induzieren kann – wie Magnetismus und Elektrizität.

Diese Verdrehungen erinnern an das Zootrop, jener Scheibe, die durch *schnelle* Drehung den Käfig der einen Seite und den Vogel der anderen Seite miteinander illusorisch verschmelzt. Die Differenz von Vorder- und Rückseite wird nicht erkannt, der Effekt nicht realisiert, bleibt als Wunsch oder als Erkenntnisfigur eines Scheinbildes unaufgeklärt. Wichtig ist weniger das dargestellte Motiv als dass, was die *Geschwindigkeit des Wechsels* erzeugt. Ziel der Auslegung der Karussellszene ist nicht, die Abstraktion des Denkens und der Tauschbeziehungen im Schwindel zu figurieren, sondern die Parameter aufzuzeigen, innerhalb derer unsere (westliche) Gesellschaft den Schwindel

nicht nur akzeptiert, sondern ihm sogar bei artistischer Ausführung einen Platz zuweist, der außerhalb der Warenökonomie stehen darf: als Zaubertrick, Gewinnspiel, als Kunstform, als List.

Doch wo steht das Karussell? Auf dem Markt oder Messeplatz, auf der Kirmes, im Vergnügungspark, auf dem Kinderpielplatz, gar im Einkaufszentrum, wo der Tausch sich aus dem Schwindel heraus so institutionalisiert, dass Marx glaubt, ihn objektiv beschreiben zu können: „Eine Ware auf dem Markt ist das Ganze zweier widersprechender und unvereinbarer Bestimmtheiten: sie ist einerseits Gegenstand der Tauschhandlung und andererseits Gegenstand von Gebrauchsvorstellungen.“⁴

Auf dem Markt gilt das „Postulat des Stillstandes“⁵, d.h., die Ware wechselt im Tauschmoment *nicht ihre Substanz, sondern nur den Besitzer*. Während des Tausches ruht der Gebrauch. Dieser Marktplatz, Ort des Stillstandes, an dem der Schwindel überführt werden könnte, erlaubt wegen seiner Statik eine Kontinuität von Raum und Zeit zu denken und als cartesianische Nullposition eines Koordinatensystems aufzufassen, an dem der Konsum fehlt. Aber weil in dieser Situation die Dinge *warten*, entfaltet sich auf dem Markt umso lärmender das Marktgeschrei, die Inszenierung und Ästhetisierung des Verkaufsortes als Verkehrsort. Die ganze Schärfe der Marx'schen Auslegung besteht darin, den Ort des Marktgeschreis als Form des Widerstandes gegen die Unerklärlichkeit des Widerspruchs von Vergesellschaftung und individuierem Besitz magisch zu revidieren und so als Ausgangspunkt einer Sphäre der abstrakten Analyse einer cartesianischen Vernunft zu situieren, in der das eigentlich Privative der Erfahrung zu einem für jedermann zugänglichen wissenschaftlichen Wissen wird, sowohl in ökonomischer wie in psychologischer Analyse.

Nun beweist das Karussell eine über diese historischen Zusammenhänge hinausgehende Dynamik: Gesellschaftlicher Tausch geschieht nicht allein in symmetrischer Äquivalenz. Es bleibt ein mediales Rauschen, ein lärmender Widerstand, eine Agitation des Wunsches als Einbildungskraft des Warenangebots. Man „besitzt“ keine Karussellfahrt, man *inkorporiert* sie. *Besitzform schlägt hier wieder in Vergesellschaftung um – nicht als Sabotage an der Warenökonomie, sondern gerade als Vollendung ihrer Zirkulation, derart, dass der Schwindel die Deprivation des Bewusstseins bewirkt oder wenigstens seine Möglichkeit andeutet.*

⁴ Zitiert nach: Alfred Sohn-Rethel: *Warenform und Denkform. Mit zwei Anhängen*. Frankfurt a. M. 1978, S. 121.

⁵ Ebd., S. 123.

Die Pointe der Marx'schen Auffassung liegt darin, dass der Nichtwahrnehmbarkeit des Tauschereignisses eine mediale Restmaterie zu Grunde liegt: das Geld. Erst das Geld (respektive die Quantität) macht die Ware als toten Gegenstand des Tauschs wieder lebendig und überführt sie in die Sphäre des Gebrauchs, und zwar als Entdinglichung, indem sie wieder in eine sphärische Szene mit allen anderen Dingen eingeht: Werbung, Reklame, Kommunikation sorgen für den Übergang des Dinges namens Ware in die Sphäre der *Gebrauchsvorstellungen*. Geld ist schlicht der Name für *das* ökonomische Medium, das die Intensität des Ereignisses, der Krise, der Digitalität, der unvermittelten Präsenz *repräsentiert*. Geld ist also in erster Linie die Illusion von etwas, das sich nicht darstellen lässt: der Vergesellschaftung. Wenn ich für meine kleine Münze auf dem Karussell nichts „mitnehmen“ kann, so bezieht sich das nicht auf den Erlebnis- und Erinnerungswert, der sich mir gibt, sondern auf den Vorbehalt der Entwertung und Gewöhnung an die Sensationen, die es mir vorweg anbietet. Denn im Gegensatz zur Ware *entwertet sich die Karussellfahrt im Gebrauch*, als Effekt einer Eingewöhnung, der verlangt, dass sich die Rotation des Kreislaufs beständig *erhöht*. Wenn ich das Karussell aber nur fotografiere, dann entfällt dieser *aggressive* Effekt. Mir entgeht sozusagen im Schwindel das Schwindeln bzw. der Widerspruch der Tauschhandlung. Dieser aggressive Effekt ist das, was Marx als modellierbar in seiner ökonomischen Theorie zu bewältigen versucht. Der Effekt der Vergesellschaftung wie der der Konventionalisierung und Ritualisierung des Zeichenverkehrs setzt wiederholende Akte voraus, die an sich aber auch eine Stillstellung der Zeit (Langeweile der ewigen Zirkulation) suggestibel machen. Der Effekt der Beschleunigung soll dem entgegenwirken.

Kehren wir zurück auf den Marktplatz und beobachten weiter, was im Tausch an Wertverschiebungen bewusst strategisch, vorbewusst listig und unbewusst hinter dem Rücken der Tauschpartner passiert.

Schon der Hinweis auf den Warentausch zeigt uns, dass der Tauschzeitpunkt keinen absoluten Wert der Tauschgüter, sondern bloß den Platz angibt, an dem der Tauschwert vom Gebrauchswert absolut getrennt, *stillgestellt* ist: Es ist der sozusagen cartesianische *Nullwert der Distribution*, an dem die Produktion auf die Konsumation stößt, wie die Erwartung auf die Realisierung, wie der Wunsch auf die Realisierung. Dieser Grenzwertübergang ist, gehen wir auf Descartes zurück, die Denkbewegung, mit der scholastisch aus den Vorstellungen die Begriffe und aus den Begriffen die entsprechenden Dinge sich ableiten lassen. Es handelt sich um das Gesetz der Repräsentation, das

allmählich aus der Stillstellung eines Bildes sich entwickelt. Doch Descartes bezieht sich nicht auf die Abbildhaftigkeit im Symbol respektive Begriff, sondern auf die des Traumes, der sich bekanntlich nicht stillstellen lässt, sondern im Zweifel der Deutung verbleibt. Zwei Jahrhunderte später wird aus der *Bewegung des Zweifels* die These geboren, die Alfred Sohn-Rethel wohl am hartnäckigsten vertreten hat und die man salopp so formulieren kann: Der Diskurs und der Marktplatz stammen letztlich aus demselben Ursprung der Abstraktion, nämlich der Trennung der Lüge vom Schwindel, die eine Abstraktion der Zahl ebenso ermöglicht wie eine Begründung und Emanzipation der philosophischen Logik gegenüber den homerischen Mythen. Nach Sohn-Rethel soll der Ursprung dieser Trennung in der exemplarischen Verwandlung des Naturaltausch in einen solchen mittels gemünztem (zählbarem) Geld gewesen sein.

Dies so zu denken gewährt – nach Sohn-Rethel – die Rückverwandlung der Tauschform, besser der Tauschszene (Markt), in ihren Vorzustand, in welchem Erwartung mit Erfüllung in *Identität* umschlägt und folglich im System eines wissenschaftlichen Erfüllungsversprechens jeglichen Schwindel ausschließen soll; hochtechnisierte Medien gefüllt mit mythischen Narrationen: Unterhaltungsindustrie.

Das Ziel wissenschaftlicher Logik kann nur die vollständige und universelle Vergesellschaftung ihrer Ergebnisse möglichst nach Maßgabe mathematischer Größen sein. Dass $1 + 1$ zwei ist, kann nur so lange objektiv sein, wie es nicht um die Summe eines Apfels und einer Birne geht, in der die Vergesellschaftung sich nicht objektiv, sondern *projektiv* – in der Hoffnung auf zukünftigen Tauschgleich im Sinne von Gabe und Gegengabe – realisiert. Es macht keinen *Sinn*, eine Drachme gegen eine Drachme zu tauschen, denn alle Drachmen sind *sinnlich* gleich. Nicht allein die Zahl, sondern die *Zählbarkeit* ist das entscheidende Kriterium, mit Hilfe dessen die Frequenz und Beschleunigung der Tauschakte – ihr aggressiver Aspekt – zur scheinbar objektiven Äquivalenz der Tauschakte in Beziehung gesetzt wird. Im Tausch als solchem wird die Beziehung zwischen den Tauschpartnern und Marktgeschehen demokratisiert. Erst in dieser Phase – der Abwendung vom Naturaltausch und der Hinwendung zur Zählbarkeit und Partikularität der Tauschobjekte, macht es Sinn, den aggressiven Aspekt des Tauschs durch Einführung von Geld zu moderieren und zu medialisieren, um die Projektionen direkter, zeitnaher und verlässlicher realisieren zu können. Die Opfersphäre des Konsums ist auf dem Marktplatz gänzlich ausgespart und in Aggressivität eines Tauschrausches verwandelt.

Der Schwindel überbietet oder unterläuft genau jenen Schwindel, der davon spricht, dass man im absoluten Geist seiner ewigen Selbstpräsenz zu stehen kommt, dass es also einen absoluten Tausch wie Tauschort geben könnte, an dem die Zeit opferlos stillsteht. Hier fließt die Historie und die Entwicklung der Bedürfnisse und Lüste wieder in die Tauschhandlungen ein: Politik dominiert Wissenschaftlichkeit. Es ist gerade das Wesen von Medien, die Asymmetrie der Repräsentation abzubilden. Es gibt schlicht mehr und Verschiedeneres als durch Begriffe auszudrücken ist und durch Sinne festgestellt werden kann. So muss unbewusst oder abgewehrt bleiben, dass es solche Orte gibt, an deren Stelle kein Begriff hinreicht, eine Metapher ohne Urbild, eine Szene ohne Inszenierung, ein Simulakrum, ein Trugbild, ein Symptom, das durch kein Äquivalent angemessen getauscht werden kann: das Karussell als Modell der Unbegrifflichkeit.

Wenn aber nun der funktionale, abstrakte Tausch die Vergesellschaftung *und* ihre Negation schafft – die Privation, die Besitzaneignung von Waren – sie dem Tausch entzieht, bleibt die Reflexion für dieses sich erschwindelnde Tauschparadoxon immunisiert. Es lässt sich schwer nur die Alternative denken, dass der Besitz sofort wieder der Allgemeinheit zufällt (was einen anderen Markt konstituieren würde), da um die Besitzform (Aneignung) eigentlich erst getauscht wird. Folglich muss in jedem ideal vollendeten Sozialismus der Markt unmittelbar zusammenbrechen oder Individualität getilgt werden. Effekt ist dann nicht mehr der fröhlich undisziplinierte Austausch der Dinge (und ihr rascher, bedenkenloser Konsum), sondern die vermittelte Funktion des drohenden Todes, des Jenseits im Diesseits. Das wird auf dem Markt so nie gesagt. Umso mehr muss es eine Disziplinierung der ökonomischen Regel geben: Zeiten von Markt, Messe und öffentlicher Lustbarkeit, von Produktion, Distribution, Konsumation, aber auch von Wunschfreisetzung und -befriedigung.

Es gibt einen Seitenweg: wenn man Besitz nicht in Form von *Seinsaneignung*, sondern in Form von Vorstellungs- respektive Erinnerungsstiftung einsetzt, d.h. der Vollzug selbst und nicht der Besitz als Lustform anerkannt würde. „Im Maße ihrer Privation gegeneinander, d.h. *im Tausch, vergesellschaften sich die Menschen nach dem Prinzip der Einheit des Seins.* [...] *Weil die Bestimmtheit alles Daseienden hinsichtlich der Einheit seines Seins eine rein funktionale ist, nennen wir diese Art der Vergesellschaftung die funktionale.*“⁶ Der funktionale Wert besteht hier in einer ephemeren performativen Ereignis-

⁶ Alfred Sohn-Rethel: *Soziologische Theorie der Erkenntnis*. Frankfurt a. M. 1985, S. 39f.

nisform endloser Zirkulation – Tourismus haben wir gesagt, Ereignis- und Memorialindustrie – wieder also Gedächtnisbildung. Ich glaube, in dieser Ambivalenz stehe ich mit meiner Fotokamera vor dem Karussell: Besitzform versus Ereignisform. Auf meiner Rundreise durch Frankreich gleiche ich dem Kind auf dem Karussell, fotografierend aber klage ich die Besitzform ein, verwandle Ephemeres in Dauer. Sarkastischer hat das der Film *CITIZEN KANE* von Orson Welles 1941 ausgeführt: Kane reist nach Europa und bringt sich ganze Schlösser und Klosteranlagen mit in sein künstliches Reich namens Xanadu. Bei ihm zählt nur der Besitz, während die Rotationsmaschinen seines Pressereichs nur schwindelerregenden Meinungsaustausch propagieren.

Genau in dieser Rücksicht ist die Frage zu stellen, welche *funktionale* Aufklärung das Karussell bezüglich des Tauschs und der Blindheit anbietet, die in dessen Schwindelüberbietung angedacht ist. Wenn an die Stelle der Substanz der Vollzug präferiert wird, müssen wir die *Frage nach der Qualität der Ereignisform*, d.h. nach der Effektivität der Affektivität stellen. Kapriziöser noch: Wir müssten die Frage nach dem *menschlichen Sein* stellen. Können wir das Ereignis quantifizieren, täuschen die Sinne nicht mehr nur, sie werden situativ instrumentalisierbar, sie werden lenkbar und somit in einer Art Schule der Affekte auch koordinierbar und ökonomisierbar, was man schon bei den alten Griechen *Dramaturgie* nannte und was nicht erst heute die Kernaufgabe von inszenierendem Wirken ist. Allerdings interessiert uns weniger die tatsächlich an das Medium Geld gekoppelte Affektökonomie als der Wechsel von einer religiös und moralisch wertenden Affektbindung in eine solche der Instrumentalisierung und Bändigung durch Schulung der Lüste – welche in dezidiert Weise auch der Begriff *Affekt* gegenüber demjenigen des *Gefühls* auszeichnet. Es ist stets der gleiche Mechanismus: Ein Kriseneffekt wird durch protomediale Inszenierung serialisierbar und quantifizierbar gemacht und als ästhetisierte Krise verdinglicht und verhandelbar.

Affekte sind spätestens seit dem 18. Jahrhundert stärker ereignisbezogen, „erweisen sich als verhandelbar, ihre Subjekte als anpassungsfähig, womit die Differenz wahr/falsch unterlaufen und eine anhaltende Oszillation von Selbstgewinn und Selbstverlust ausgesetzt wird.“⁷ Kurzum, Affekte normieren ihre Tauschparameter nach pekuniärem Vorbild in quantitativen und dennoch dynamischen Einheiten. Sie werden kalkulierbar und somit nicht nur in der Sphäre des Tauschs, sondern auch in der des Schwindelns hei-

⁷ Susanne Schlünder: *Einleitung*. In: Susanne Schlünder, Andrea Stahl (Hg.): *Affektökonomien. Konzepte und Kodierungen im 18. und 19. Jahrhundert*. München 2018, S. 11.

misch. Gerade dann aber gilt es, entsprechende Tauschfrequenzen zur Täuschung heranzubilden. Somit stellt sich Betrug nicht mehr als Ausgang eines unmoralischen Verhaltens vor, sondern als eine Agonie der Selbstdisziplinierung, wie das bürgerliche Unternehmertum sie vom höfischen Zeremoniell etwa im Zuge der Französischen Revolution übernimmt. Die Beziehungen werden geschäftsmäßig, Vertrauen ersetzt Verwandtschaft.

Es stellt sich nun heraus, dass das Karussell als Maschine wie als Funktionsträger gerade in Form und Platzierung von Schwindel, Tausch und Täuschung eine Art mikroökonomische Verbindung von Substanz- und Ereignisform in ihrer jeweiligen Austauschbarkeit zu denken anregt und seine Anschaulichkeit nicht durch Abstraktion zu verallgemeinern ist. Das Karussell ist eine durch historische und soziale Selektivität hervorgegangene Affektmachine, eingespannt zwischen Kirche und Kaufhaus, zwischen moralischer Askese und verpflichtend sportlicher Verausgabung.

Wie man es auch wendet, es bleibt der Gegensatz von Individuation und Vergesellschaftung im Tausch und dessen Aufklärung in einer abermaligen Täuschung – eben der von Marx, die notwendigerweise von der Erweckung der Konsumwünsche absehen muss und den *gerechten, reinen* Tausch heiligt.

„Die in der Tat außerordentliche Schwierigkeit, die Konstitution der Vergesellschaftung zu begreifen, liegt darin, daß diese genau in dem begründet ist, was sie negiert!“⁸ Die Negation ergibt sich als Äquivalent von Reflexion (Denken) und Abstraktion (Geld- bzw. medialen Tausch). Sohn-Rethel sieht diesen Zusammenhang als einen dialektischen: „Denn die reale dialektische Genesis des gesellschaftlichen Seins ist zugleich die Genesis der Subjektivität in ihren jeweiligen Formen, darunter auch in der modernen Form des ‚Subjekts der Erkenntnis‘.“⁹ Die Dialektik ist als Beweglichkeit (Verräumlichung) einer Ökonomie zu denken, die über den *Oikos*, den unmittelbaren Bedürfniszwang hinausgeht. Es gilt, profan gesagt, aus dem Erkenntnistausch selbst zu entwickeln, wie aus Wahrnehmung Vorstellung, aus Vorstellungen Konzepte, aus Plänen schließlich Realisierungen und aus der Wirklichkeit wieder Vorstellungen abgeleitet werden – und zwar durch eine Ökologie des Tauschs, der notwendig Täuschung einschließen muss – würde er nur absolute Äquivalenzen erzeugen, würde er sich alsbald erschöpfen. Denn entgegen der abstrakten Erkenntnisform (Mathematik, Logik) entwickelt sich der Warenaustausch nur aufgrund einer Differenz von Wunschform und Warenform.

⁸ Sohn-Rethel: *Soziologische Theorie der Erkenntnis*, S. 122.

⁹ Ebd., S. 44.

Gleichsam als Schwindel davon soll sich Gesellschaft als Tauschgemeinschaft in Äquivalenz entwickeln. „Die körperliche Arbeit bringt ihre Produkte als Gegenstände des Privateigentums hervor, die von ihr geschiedene Geistesarbeit die ihren dagegen als unmittelbar gesellschaftliches Eigentum.“¹⁰ Nach Marx ist das Prinzip nicht das der Gleichheit, sondern das der Gerechtigkeit, also eine diskursive (geistige) Wertbeziehung. Tauschgemeinschaft in Identität (Wissenschaft, Technik) bleibt gesellschaftliches Eigentum, nämlich allgemeine, quantitative Erkenntnisform (dem allerdings z.B. das Realgeschehen der Patentverwertung entgegensteht) der exakten Naturwissenschaften mit allen juristischen Schwierigkeiten der Definition von „geistigem Eigentum“.

Die Pointe der gegensätzlichen Bestimmung ist nun die, dass sich beide Sphären, die private als subjektive und die gesellschaftliche als objektive, in einem bestimmten Bereich miteinander vertauschen. Dieser Bereich ist der des Schwindels der Sinne, dort, wo nämlich die „Waren“ in ihrer Tauschkonstanz gleichsam „privat“ werden, etwa in den optischen Täuschungen, den Halluzinationen und den Schwindelphänomenen und -symptomen. Gerade diese subjektive Anschauung wird zu einem eigenen wissenschaftlichen Untersuchungsfeld, nämlich dem der Psychophysik des anbrechenden 19. Jahrhunderts, die, wie oben angedeutet, die Frage nicht beantwortet, wie aus den Individuationen ein vergesellschaftetes, d.h. in die Ökonomie einführbares Gut, Wissen wird. Man spricht vom Genius des Wissenschaftlers wie von dem des Künstlers. Gehören mir meine Affekte noch, wenn sie von inszenierten Erlebniswelten gezielt heraufbeschworen werden *können*? Die Frage der Objektivität des Subjekts trifft im Kern also die Ausnutzung der Sinne zu Zwecken ihrer Vergesellschaftung. Dass daraus ein Geschäft mit medialen Formen, mit Massenmedien wird, die eine Vergesellschaftung des Privaten leisten, muss folgerichtig in der Genese der Entwicklung liegen. Dass daraus sich ein dominierender Zweig wirtschaftswissenschaftlicher Psychologie entwickelt, kann auch nicht verwundern. Verwunderlich ist schon eher, dass solche Tragweiten der gesellschaftlichen Entwicklung sich an einem so banalen Spielzeug wie dem Karussell ablesen lassen. Denn nun wird klar, dass sich aus der doppelten Dialektik einer sinnlich wechselwirkenden Ökonomie ein motorischer Effekt eigener Art entwickelt: derjenige einer Überbietung in der Aufklärung zwischen Mensch und Technik, was quasimemorial durch Körpertraining geschieht, also durch Wiederholungen

¹⁰ Karl Marx, zitiert nach: Alfred Sohn Rethel: *Das Geld, die bare Münze des Apriori*. Berlin 1990, S. 49.

und Adaption an Reizsteigerungen. Aber der Körper scheint diesem Wettkampf nicht mehr gewachsen zu sein: Die Verweigerung und der Entzug der Wette situieren das Konfliktfeld einer pathologischen „Privatobjektivität“.

Dabei hat der Schwindel des Tauschs (abstrakt-konkret – individuell-allgemein) eine einfache Logik. Seine Parameter sind: *Aufmerksamkeit, Geschwindigkeit, Beschleunigung, Tausch-, Täuschungs-, Schwindel-Frequenz*, Modulation der Sphäre der jeweiligen Negationen oder der medialen *chronotopologischen* Tauschvorgänge.

Auf dem Markt nimmt das Karussell eine Sonderstellung ein: Es ist zwar eine Dienstleistung, als Vergnügungsort der Kinder, aber es ist auch Vorschau bzw. Vorspiel für die darum herum sich versammelnden Läden und Verkehrsräume. Vielleicht ist Sohn-Rethel in seiner Genesis des Tausches nicht so weit zu folgen, dass der Naturaltausch zwar nicht die Abstraktion und die *Vergesellschaftung*, aber die unmittelbare *Vergemeinschaftung* (wenn nicht nur die pure Gabe und Gegengabe) leistet. Vielleicht ist das Medium „Geld“ zu einseitig in der marxistischen Analyse betont, weil Marx die *massenmedialen Mythen* nicht als Waren auffasst. Wenn demgemäß in der Nachmoderne die Zeichenproduktion den materiellen Prozess zu dominieren beginnt, muss das Karussell einerseits als höchst rückständig, andererseits aber auch als äußerst fortschrittlich qualifiziert werden. Denn das Karussell, das sind vor allem sinnliche Inszenierungsebenen, die sich im Karussell versammeln, vermischen und amalgamieren, um dem Subjekt zu bedeuten, was es ist: nicht ganz Mensch und nicht ganz Ding – ein durch und durch erfolgreiches technisches Wesen, das eher der Wahrnehmung als dem Denken verpflichtet ist – so jedenfalls ein Gedanke Bergsons, der das Medium Geld mit dem mythischen Gold vergleicht. Man müsste nur statt des gar nicht mehr so fest stehenden Goldkurses den des wechselseitigen Vertrauens einsetzen. Das führt *volens volens* in den Kreis der Frage zurück, was denn der Andere denkt und ob er mich nicht darin absichtlich oder unabsichtlich beschwindelt. Das aber ist schon eine hermeneutisch ökonomisierte Fragestellung.

Denken ist ein Notbehelf, wenn die Wahrnehmungsfähigkeit versagt. Und alles Raisonement ist dazu da, die Lücken in der Wahrnehmung auszufüllen und ihre Reichweite zu vergrößern. Ich leugne nicht die Notwendigkeit der abstrakten und allgemeinen Ideen, – ebensowenig, wie ich den Wert von Banknoten bestreite, aber ebenso wie die Banknote nur eine Anweisung auf Gold ist, hat ein Gedanke nur seinen Wert durch die möglichen Wahrnehmungen, für die er eintritt.¹¹

¹¹ Henri Bergson: *Denken und schöpferisches Werden*. Hamburg 1993, S. 151.